

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 15.

Dienstag, 19. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(28. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Stovronnek.

Gegen Abend kam der Hegemeister von einem Gang durch den Wald nach Hause zurück. . . . Das Abendbrot wartete schon auf ihn. Mooslehner erschien still und zurückhaltend. . . . Wera ebenfalls mit Duldermiene. Bloß der kleine Bube und Krummhaar waren in fröhlicher Stimmung.

„Wera, sind die Leute beim Abendbrot? Na, dann geh mal nach der Küche und laß beim Zurückkommen die Tür halb offen. Und verderbt mir nicht das Konzept, wenn ich nachher etwas erzählen werde. . . .“

„Ja, Kinder“, begann er nach einer Weile mit aufgeregter Stimme, „denkt euch mal, was mir passiert ist. Ihr erinnert euch doch an das alte Bettelweib, das im vergangenen Winter im Wald erfroren gefunden wurde. . . .?“

„Nun, ich sag euch, das Weib spukt. . . . Ihr braucht mich gar nicht so verwundert anzusehen, ich weiß schon, was ich sage. Sie findet keine Ruhe im Grabe, weil sie nicht ordnungsmäßig beerdigt ist. Ich habe sie schon zweimal in der Dämmerung von weitem gesehen.“

„Das wird eine Beerenleserin gewesen sein.“

„Das habe ich mir zuerst auch gesagt. Aber nein, heute habe ich sie ganz dicht und ganz genau gesehen. Ich bin doch nicht im geringsten abergläubisch, und ich habe mich noch immer auf meine Augen verlassen können. . . . Auf zwanzig Schritt ist sie an mir vorbeigegangen.“

„Woran hast du sie denn erkannt?“

„Na, wenn ein altes Weib seinen Kopf nicht auf den Schultern, sondern in den Händen trägt, dann wird man doch wissen, was es ist. . . .? Ganz langsam ging sie über die neue Schonung nach Jagen vierzehn auf den Kirchhof zu. . . . Mit einemal war sie wie in die Erde gesunken. Mich kriegen keine zehn Pferde mehr in die Gegend dorthin. . . .“

Das Geklapper der Böffel in der Küche hatte aufgehört. . . . Als Wera eine Viertelstunde später das Dienstmädchen rief, damit sie den Tisch abräumte, war sie weg. . . . ins Dorf, die große Neugierde zu verkünden. Am nächsten Tage waren noch ein paar Weiber aus Starrischnen und Welschallen, zu denen die Spukgeschichte noch nicht gedrungen war, auf der Schonung. Am dritten Tage ließen sich keine mehr blicken. Die schönsten Erdbeeren reisten in Massen auf der Schonung und Onkel Adam bekam von Erna den angelobten Ruf.

Der Forstmeister lachte herzlich, als ihm Wante erzählte, wodurch der Hegemeister die Weiber von der Schonung vertrieben hatte. Aber Brommetene war nicht zu bewegen, auf die Schonung zu gehen. Sie glaubte steif und fest an das spukende Weib, denn es wurde nun täglich von irgendeinem Menschen gesehen. Da war ihre Nichte Kathinka doch schon aufgeklärter. . . . Zur Vorsicht hat sie aber doch Herrn Forstaufseher Schnabel um seine Begleitung.

Wante hatte sich noch nicht in der Försterei blicken lassen, und er schien sich auch bereits getröstet zu haben. Seine Zuneigung zu dem weiblichen Geschlecht wurde augenscheinlich weniger durch das Herz als durch den Magen beeinflusst, denn Kathinka fütterte ihn mit Liebe und Sorgfalt — sie hatte für ihn zwei neue Mahlzeiten eingeführt. . . . Nach dem großen Frühstück erhielt er noch ein kleines Mittag und nach dem Abendbrot fand er auf seinem Zimmer einen gehäuferten Teller belegter Brote. Mit Schrecken dachte er daran, daß dieses gute Leben unter dem neuen Regiment aufhören könnte. Er wußte nicht, daß der Forstmeister in seiner Herzengüte auch dafür schon gesorgt hatte.

Der alte Herr hatte sich in der kurzen Brautzeit noch verjüngt. Er studierte jetzt eifrig Bandkarten und Reisehandbücher, denn seine zweite Ehe sollte ihm auch den großen Wunsch seines Lebens, eine Reise nach Italien und weiter mit einem Vergnügungsdampfer durch das Mitteländische Meer erfüllen. Den Abschied von seinem Witwenstand wollte er noch durch ein großes Fest auf dem Scheibenstand feiern.

Der Assessor führte in dieser Zeit ein sehr lockeres Leben. Entweder fuhr er gegen Abend nach Wartenberg oder das Auto brachte seine Gäste zu ihm. . . . und auch Herr von Zaleski war häufig sein Gast. Ja, der Assessor war schon mehrere Male bei ihm in Serbenten gewesen und hatte sich großartig amüsiert. Die Cousine Fedora war eine vorzügliche Gesellschafterin. Sie spielte vorzüglich Klavier, sie sang zur Laute schweremütige Bosenlieder, deren Text der Assessor glücklicherweise nicht verstand, und sie hielt auch am Spieltisch tapfer mit. . . .

Da es nur ein Herrenfest sein sollte, erschienen die Grünröcke ohne ihre besseren Hälften. Auch Herr von Zaleski war mit Zustimmung des Forstmeisters durch den Assessor eingeladen worden. Für die Forstbeamten hatte der Forstmeister eine Anzahl wertvoller Preise gestiftet, die anderen Teilnehmer mußten sich mit einem kleineren oder größeren Eichenfranz begnügen. . . .

Bald nach Mittag begann es auf allen Ständen zu knallen. Der Oberförster immer mitten zwischen seinen Grünröcken, seelenvergnügt. . . . und er war noch immer der beste Schütze von allen. . . . Nur Krummhaar und Mooslehner hielten ihm Widerpart.

Der Baron hatte eine gute Mauerbüchse und eine sehr kostbare englische Doppelflinte mitgebracht. Er schoß mit beiden gleich gut. . . . Das offizielle Preischießen war um die Vesperzeit beendet. Die Beamten taten sich nun auf zwei Ständen zusammen und schossen um den Einkauf von fünfzig Pfennigen, aus dem drei Geldpreise gemacht wurden. . . .

Der Forstmeister, der Assessor, die beiden Gutshöfner und Herr von Zaleski schossen nach dem Waldhofen, der auf ihren Wunsch ein ganz höllisches Tempo einschlagen mußte. Die größte Schwierigkeit lag je-

doch darin, daß man nach dem ersten Auftauchen nie wußte, ob er rechts oder links vom Schützen wieder auftauchen würde. . . . Und da auch noch die Schreien durch einige Blüße künstlich verengert worden waren, hatte man meist nur den Bruchteil einer Sekunde, um den Schuß hinzuwerfen. . . .

Nach Mooslehner schoß hier mit. . . . Den Einsatz hatte der Assessor geleistet. . . . Beim ersten Rennen schieden die beiden Gutsbesitzer aus. Jetzt begann ein hartnäckiges Ringen. Jeder hatte drei Treffer mit drei Schuß.

„Ich schlage vor, den Einsatz auf hundert Mark zu erhöhen“, rief der Baron.

Der Assessor stimmte sofort zu, so daß sich der Forstmeister nicht ausschließen konnte. . . . Wieder blieb der Kampf unentschieden. Der Baron legte mit gleichgültiger Miene wieder einen blauen Lappen auf den Tisch. Der Assessor auch.

Sachend gestand der Forstmeister, daß er kein Geld mehr bei sich habe. Die beiden Gutsbesitzer halfen ihm sofort aus. . . . Diesmal fiel Mooslehner ab. Es wurde nochmals zusehend und noch zweimal. . . .

Der Forstmeister ärgerte sich. Es war ihm nicht recht, daß aus dem harmlosen Wettkampf ein scharfes Spiel mit so hohem Einsatz gemacht worden war, nicht etwa wegen des Geldes, sondern wegen des schlechten Beispiels.

Der Baron legte vor, nachdem er sich völlige Ruhe ausgebeten hatte. Sein feines Ohr unterschied an dem leisen Klirren des Drahtes, wo der Hase auftauchen könnte. . . . Vier Treffer hatte er schon zu verzeichnen, beim fünften Schuß wurde er nicht fertig, er hatte den Hase auf der anderen Seite erwartet. . . .

Schrader hatte seine Ruhe wiedergefunden. Mit unerschütterlicher Sicherheit warf er Schuß um Schuß hin. . . .

„Nehmen Sie das Geld an sich, Mooslehner, wir schicken es morgen an den Verein Waldheil für die Waisenkinder der Forstbeamten.“

„Galt“, rief Herr von Zaleski dazwischen, „ich bitte um Revanche, ich halte die ganze Summe.“

Der Forstmeister stieg das Blut zu Kopf. . . . aber er verneigte sich.

„Aber Stechen ohne Zusatz.“

Auf den anderen Ständen war es still geworden. . . . Im Kreise standen die Grünröcke um die beiden Kämpfer. . . . Diesmal verpaßte der Baron bereits den zweiten Hase. . . . den vierten auch. . . . Ohne eine Miene zu verziehen, zahlte er den Einsatz auf den Tisch, während der alte Herr alle fünf Hasen zur Strecke brachte. Wie aus einem Munde ohne jede Verabredung riefen die Grünröcke: „Unser lieber Herr Forstmeister. . . . Hurra, hurra, hurra!“

Und dann kam Krummhaar und hängte seinem alten Freunde den größten Eichenkranz um. . . .

20. Kapitel.

Beischkalene und Frau Madeline waren gegen Abend in die Oberförsterei gekommen, um bei der Zuriistung des Festmahles zu helfen. Es dämmerte bereits, als die Gesellschaft vom Scheibenstand kam. Vorn in der Mitte der Forstmeister und dicht um ihn seine Grünröcke, wie seine Brüder und Söhne. Da war nicht einer, dessen Herz nicht vor Stolz über den „Alten“ geschwellt war, der die Ehre der grünen Farbe so glanzvoll gegen den Fremdling verteidigt hatte. Herr von Zaleski hatte es mit richtigem Takt vorgezogen, nach Hause zu fahren. . . .

Auf der Veranda stand Frau Madeline. Vor Stolz und Liebe erglühend, breitete sie die Arme aus und warf sich ihrem Verlobten an die Brust. Die Grünröcke legten salutierend die Hand an den Hut. . . . und standen unbeweglich, bis der etwas sehr längliche Fuß seine Ende erreicht hatte. Da kam von weit her aus dem Park glockenrein auf Jägerhorn geblasen das Signal „Galali!“ Schnabel war es, der sich diese Überraschung ausgedacht hatte. . . . Gedämpft kam

vom nahen Waldbrand das Echo zurück und dann von fernher noch einmal.

Nach einer kurzen Pause setzte das Horn wieder ein.

Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Im Himmel still und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Büschen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.“

Die Grünröcke hatten ihre Hüte abgenommen. Aber dem Waldbrand stieg als riesengroße kupferrote Scheibe der Mond empor. Von der Wiese her ertönte das unermüdbliche Schnarren des Wachtelkönigs. . . . Aus dem nahen Getreide kam der silberne klingende Lärm der Wachtel: „Pik wer wick. . . . pik wer wick. . . .“

„Der Gottesdienst der Grünröcke“, flüsterte der Forstmeister seiner Braut ins Ohr. . . . Unbemerkt hob sie seine Hand, um sie zu küssen. . . .

Es war ein wirklich frohes Festmahl und Madeline die Königin des Festes. Um sie herum schwirrten die lauten Reden und das dritte Wort war immer „der Alte“. Sie lachte still in sich hinein. „Der Alte“ hatte sie doch alle ausgehauen! „Weißt du, beim vorletzten Gang, da hatte ich einmal Angst für den Alten. Er hatte den Hase von rechts erwartet. Aber wie er so im letzten Augenblick rumsuhr und den Schuß nach links hinschmiß.“

„Und die Seelenruhe“, erwiderte der andere.

„Das war mir äußerlich. . . . Ich sah, wie er ein paar Mal die Daumen einrufft. . . .“

„Ja, das ist sein altes Mittel. Sowie er einmal im Arger Donnerwetter gesagt hat, kneift er gleich die Daumen ein und dann ist er in der nächsten Minute wie umgewandelt.“

(Fortsetzung folgt.)



Manchen großen Geistern bringt der Tod erst die Unsterblichkeit.
Gertrud Wolff-Girshberg.

Die neue Kunst des Schützengrabens.

Die neue Form der Kriegsführung, wie sie in diesem Kriege sich zeigt, hat auch eine neue Form des Schützengrabens hervorgebracht. Bei der außerordentlichen Genauigkeit, mit der die modernen Feldhaubitzen schießen, und den eingehenden Angaben, die die Flieger den Kanonikern geben können, müssen die modernen Schützengräben so unsichtbar und so schmal wie möglich angelegt werden. So ist eine ganz neue Kunst des Schützengrabens entstanden, die von den in früheren Kriegen gemachten Erfahrungen wesentlich abweicht. Der Kriegsberichtersteller Ashmead-Bartlett, der bereits am russisch-japanischen Kriege teilgenommen hat und die Belagerung von Port Arthur mitmachte, gibt eine interessante Darstellung dieser Wandlung in der Anlage der Verschanzungen, die dem Wilde des Krieges von heute seinen besonderen Charakter aufsprägt. Die Brustwehr des alten Schützengrabens bestand aus Erde, die in Sandsäcken aufgehäuft wurde; sie ist heute völlig vom Schlachtfeld verschwunden, denn sie bietet dem Flieger für seine Erkundungen ein zu gutes Merkmal und ist für die Geschütze ein vortreffliches Ziel. Die Japaner hatten mit diesen Schwierigkeiten noch nicht zu rechnen. Ihre Gräben wurden in einer Tiefe von etwa 4 Fuß und einer Breite von 2 bis 3 Fuß ausgehoben, die dabei ausgegrabene Erde wurde in Leinwandfäde getan, die sich dann wieder bis zu einer Höhe von 4 Fuß erhob und den vorderen Wall des Schützengrabens bildeten. Die Sandsäcke wurden aber nicht direkt vor den Graben gelegt, sondern etwa 1 Fuß weiter vor, so daß noch ein Gang vor dem Schützengraben blieb, auf den sich die Soldaten heraufschwangen, um andere durchzulassen, oder auf dem sie sich zusammenlauernten, um durch die Schießscharten zu feuern, die in etwa 3 Fuß Höhe in den Sandsäcken angebracht waren. Sie wurden in der zweiten Reihe der Sandsäcke dadurch hergestellt, daß man einen Zwischenraum von 4 bis 5 Zoll zwischen zwei Sandsäcken ließ. Schießscharten sind selbst auf kurzer Entfernung sehr schwer zu sehen, und die beste Art, sie zu unterscheiden, ist die, ein Fleckchen in der

Feindes Graben auszuspähen, wo das Licht durchdringt. Dieses kleine Lichtwieder behält man fest im Auge, zielt mit dem Gewehr genau darauf, und wenn das Licht verschwindet, sich also ein Kopf oder ein anderer Körperteil des Gegners davor schiebt, dann drückt man augenblicklich los; hat man gut gezielt, dann erscheint gegenüber wieder der Lichtraum, und ein Feind ist getroffen. Die Japaner füllten deshalb ihre Schießscharten mit Felsstücken aus, und wenn sie hindurchsehen wollten, nahmen sie das Felsstück weg und schoben den Kopf an seine Stelle, um auch nicht für einen Augenblick das Licht hindurchfallen zu lassen. Immerhin war es sehr gefährlich, lange an den Schießscharten zu bleiben. Dennoch waren die Schützengräben vor 10 Jahren verhältnismäßig bequem und gemächlich sicher. Die Gräben, die sich heute vom Kanal bis nach Essay-Votfringen entlang ziehen, sind in davon ganz verschiedener Weise angelegt. Sie sind so jämal wie möglich gemacht. Die bei dem Ausheben aufgeworfene Erde wird nicht in Sandjäden davorgelegt, sondern weggebracht, so daß der Graben in möglichst gleicher Ebene mit dem Grund und Boden verläuft. Es gibt nur ganz niedrige Brustwehren mit so schmalen Schießscharten, daß der Infanterist gerade hindurchschießen kann, ohne den Kopf über die Bodenfläche zu erheben. Solch ein sehr schmaler Graben von 5 bis 6 Fuß Tiefe ist kein gemüthlicher Aufenthalt, um längere Zeit, besonders bei nassem Wetter, darin zu leben. So sind denn die Unterstände entstanden, jene Höhlen in der nach hinten zu gelegenen Wand des Schützengrabens, die man scherzhaft „Angstlöcher“ genannt hat, und in denen Offiziere wie Mannschaften schlafen und sich ausruhen können, wenn sie nicht gerade Dienst im Schützengraben haben. Auch diese „Angstlöcher“ verlaufen in gleicher Ebene mit dem Erdboden, sind möglichst unauffällig angelegt und geschickt verborgen. Sie sind völlig „bombensicher“; höchstens können sie durch schwere Mörser getroffen werden, aber stets ist das Zielen für die feindlichen Geschütze sehr schwierig. Diese neue Kunst des Schützengrabens hat auch zu einer Veränderung der taktischen Operationen beim Angriff geführt.

Während des russisch-japanischen Krieges verließ die verteidigende Infanterie, wenn sie angegriffen wurde, niemals ihre Gräben, sondern blieb hinter der Brustwehr und feuerte durch die Schießscharten, oder, wenn die Angreifer ganz nahe waren, über die Wand des Schützengrabens hinweg. Der Feind mußte, bevor er in den Graben eindringen konnte, über eine Mauer von Sandjäden von 4 bis 5 Fuß Höhe klettern und hatte so erst ein schweres Hindernis zu überwinden. Jetzt, wo die Gräben in fast gleicher Ebene mit dem Erdboden verlaufen, stürzen die Angreifer, wenn sie den feindlichen Graben erreicht haben, von oben herunter und können das Bajonett mit großem Vorteil gebrauchen. Deshalb haben bei den zahlreichen Kämpfen Mann gegen Mann um Schützengräben in den letzten Wochen die Verteidiger es wirksamer und sicherer gefunden, die Gräben zu verlassen, wenn der Feind schon ganz nahe ist, selbst vorzugehen und dem Gegner vor dem Graben mit dem Bajonett entgegenzutreten. Die Gräben sind z. T. so unsichtbar, daß Patrouillen, die bei Nacht zu nahe an die feindliche Linie herankamen, plötzlich in einen Schützengraben des Gegners stürzten und bajonettiert oder zu Gefangenen gemacht wurden.



Aus der Kriegszeit.

Ein Wachtposten, der das Weihnachtsgeschenk des Kaisers nicht nahm. Am Weihnachtsheiligabend macht der Kaiser bekanntlich in Friedenszeiten immer einen Spaziergang zu Fuß in Potsdam, wobei ihn ein Adjutant begleitet, und beschenkt dabei einige Soldaten. Bei dieser Gelegenheit kam der Kaiser vor das Neue Palais, woselbst ein Gefreiter des Lehrbataillons Dienst hatte. Der Kaiser sprach den Posten mit einigen Worten huldvollst an und wollte ihm ein Weihnachtsgeschenk in Form eines Zehnmarkstückes mit dem Bildnis des Kaisers überreichen. Der Posten aber, eingedenk seiner Pflicht, nahm das Goldstück nicht an und verharrete reglos, als der Kaiser ihm freundlich zuredete, das Geschenk zu nehmen. Da sah der Kaiser, was deutsche Manneszucht vermögen, sah wohl auch, wie schwer es dem braven Jungen wurde, zu widerstehen, und mit welcher Selbstverständlichkeit er es dennoch tat. Nun zog Se. Majestät ein funkelndes Goldstück hervor mit dem neuen Bildnis und legte es dem

Posten in das Schilderhäuschen, damit er es nach dem Dienst an sich nehmen möge. — Ein Jahr später ist Weihnachten im Felde. Der Kaiser zeichnet einige seiner tapferen Jungen aus, indem er ihnen das Eisene Kreuz persönlich überreicht. Er kommt an einen frischen Feldwebel, dessen Augen aufleuchteten, als der Oberste Kriegsherr vor ihm steht und mit einem Händedruck ihm das Kreuz gibt. Schon will der Feldwebel abtreten, da sagt der Kaiser heiter und gutgelaunt: „Sage mal, mein Sohn, wir kennen uns doch.“ Und laut klingt es wieder „Zu Befehl, Majestät.“ Eine Sekunde überlegt der Kaiser, dann sagt er: „Dabe ich dir nicht schon einmal etwas zu Weihnachten geschenkt?“ Und mit zitternden Händen zieht der Brave ein Goldstück heraus. Mit Tinte ist darauf geschrieben: „Von Sr. Majestät dem Kaiser auf Posten 1913.“ Natürlich nur in abgekürzter Buchstaben. Rächelnd berichtet der Kaiser den Herren der Umgebung von der Manneszucht des damaligen Gefreiten und fügt hinzu: „Um so lieber wirst du heute mein Geschenk nehmen?“ Die Antwort fiel so laut und so freudig aus, daß alle lachten.

Humoristisches aus dem Argonnerwald. Die beiden wahren Begebenheiten wurden uns aus dem Felde zugefandt: 1. In der Nähe einer Kompagnie hört man flüstern und Rascheln. Der Hauptmann erteilt einem Gefreiten den Auftrag, sich heranzuschleichen, um festzustellen, ob es sich um Deutsche oder Franzosen handelt. Bald erscheint der Gefreite wieder und meldet: „Herr Hauptmann, ich glaube es sind Deutsche, denn einer hat eben gerufen: „Hall's Maul, du Ochse.““ 2. Nach einem Gefecht im Walde erhält eine Abteilung den Auftrag, wie dies öfters geschieht, wenn keine Zeit zum Beerdigen vorhanden ist, die in der Nähe des Schützengrabens Gefallenen mit Chlorkalk zu bestreuen. Plötzlich brüllt einer der „Toten“, welcher gerade mit einer ordentlichen Portion überschüttet wird, in echt bairischer Mundart: „Rindviech, damisches, i bin doch Ioa Leich, i bin a Horchposten!“

Der Urwald als Kampffeld. Interessante nähere Angaben über die äußerst schwierigen Geländeverhältnisse, unter denen die Kämpfe in Kamerun stattfinden, enthält der Brief eines englischen Offiziers, der schreibt: „Die Zeit vergeht, und wir sind noch immer nicht recht „ran“. Es ist ein sehr schwieriges Gelände, in dem wir kämpfen, und alles geht sehr langsam vor sich. Das Klima mit seiner furchtbaren Hitze, seinen tropischen Regengüssen und bestigen Tornados, die Mangrovensümpfe, das dicke, zum Teil undurchdringliche Dschungel, die Mühseligkeiten des Transportes, all das trägt vereint dazu bei, jeden Fortschritt zu hindern. Ist man erst einmal im dicken Busch drin, dann beginnt ein Kampf mit der Natur, der einen müder macht als die größten Gewaltmärsche auf guten Straßen. Bisweilen ist es niederes Unterholz, durch das man sich mit Messer und Axt den schmalen Pfad erst bahnen muß; noch öfter aber ist es der wilde Urwald Westafrikas. Das sind dann große Bäume, die üppig umwuchert sind von Schlingpflanzen, behängt und bewachsen mit einer unglaublich reichen Vegetation. Vaget auf jedem Zweig, glänzen in allen Farben, vom leuchtenden Blau und Purpur bis zum schimmernden Gelb und Orange; sie fliegen von Baum zu Baum über uns her und scheitern nie mit ihrem Ruf und Singen über uns lustig zu machen. Dazu Insekten von jeder Art, von riesigen Schmetterlingen bis zu Stechfliegen, die den Marsch auch nicht gerade erleichtern und recht schmerzhaft Wunden verursachen, bevor man noch an den Feind kommt. So kommen unsere Kolonnen schlecht vorwärts. Wir drangen schließlich bis zu den Vorposten durch, und ganz nahe dabei ist eine tiefe Nüchtung, wo Oberst . . . vor kurzem von einer deutschen Streitmacht in einem Hinterhalt gelockt, mit verborgenen Maschinengewehren empfangen und schwer geschädigt wurde. Wir hatten ein paar Dutzend Tote. Die deutschen Gräben sind noch zu sehen, dazwischen Löcher, und wenn man sich weiter vorwagt, stößt man auf deutliche Spuren des Kampfes. Zwei englische Offiziere verirren sich kürzlich im Urwald und blieben vier Tage lang ohne Speise und Trank. Das kann einem leicht passieren und ist eine stete Gefahr, denn allein im Dickicht ist man so gut wie verloren. Der eine kam glücklicherweise, fast verhungert und verdurftet, nach der . . . Station, der andere stieß auf einen deutschen Vorposten und geriet in Gefangenschaft. Oberst . . . Lager wurde vor wenigen Tagen von einer Horde von Elefanten überrannt, die die ganzen Verschanzungen im Grund und Boden ger trampelten. An Elefanten ist hier überhaupt ein großer Reichtum, und auch sonst sieht man an unseren Linien merkwürdiges Geseh. So stieß ich auf ein Krokodil und dann auf ein 6 Fuß großes schwarzes Kambe. Die Deutschen haben einen Panzerzug und haben die Eisen

hohlnlinie, die wiederhergestellt worden war, gesprengt, wobei sie augenscheinlich eine große Menge Dynamit verwendeten, denn die Explosion war auf 40 Kilometer hin dar. Des Nachmittags fanden die Eingeborenen eine Granate im Wasser in der Nähe des Kais, wahrscheinlich eine der letzten, die der „Challenger“ bei der Beschießung von Duala abgefeuert hat, gingen ihr mit einem Hammer zu Leibe und sprengten sich dabei selbst in die Luft. Stücke davon flogen fast bis an die Stelle, wo ich stand, aber als ich die Granate untersuchen wollte, fand ich nicht ein Stück, nur die unglücklichen Durschen, mausetot, ganz zertrümmert von der Granate. . .

Etwas mehr Abwechslung!

Ihr Lieben in der Heimat Gau'n,
Ihr Kinder, Greise, Rämmer, Frau'n,
Ihr Jungfrau'n, lieb und treu und zart,
Ihr alle — mit und ohne Bart,
Die uns die Liebesgaben senden,
An Euch will ich mich heute wenden.

Wir Deutsche sind stets in der Welt
Als Dichter, Denker hingestellt,
Und machten diesem Ruf bisher
In allen Zeltten große Ehr'.

Doch jetzt, wo die Kanonen brummen,
Wo all die Liebesgaben kummen,
Da scheint es mit der Phantasei
Zur deutschen Lande ganz vorbei.

In allen schön verpackten Päckchen,
In Feldpostbriefen, Listen, Säckchen,
Da finden wir — 's ist jammerschabel —
Nur stets Zigaretten und Schokolade.

Mit Schokolade und Zigaretten,
Da mühen wir vorm Feinde harren.
So rauchen wir den ganzen Tag
Und stopfen Schokolade nach.

Ahnt Ihr denn nichts von all den Sachen,
Die uns viel größ're Freude machen?
Zwar kriegen reichlich wir zu essen,
Doch niemals gibt's Delikatessen!

's gibt gute Mäse in Gelee,
Sardinen, Lachs, Has und Reh,
Anchovis, Bücklinge und Sprotten;
's gibt Schinken, roh und auch gesotten.
In Büchsen, gleich mit Spiritus,
Gibt's Auswühl doch in Überfluß:
's gibt Goulasch, Beefsteak, Kotelette,
Magout vom Hammel — garnicht fettel —
's gibt Bälchfleisch und Solberlamm!
Vom Schwein, vom Lchsen und vom Kannt
Gibt es die allerfeinsten Dinge.

's gibt Bismarck, Maties, Salaberlinge,
's gibt auch gefalzne Rinderbrust! —
Oh, denk' ich dran, bekom' ich Lust!
Auch gibt es Hummer-Mahonnaise,
's gibt Schweizer, Garzer, Mainzer Käse,
Edanter gibt's und deutschen Brie —
Doch der Soldat kriegt so was nie!
Der kann in seinem Schützenrocken
Nur harte blaue Bohnen haben.

Drum geb' ich Euch den guten Rat:
Wenn wer was zu versenden hat,
Dann schick' er wenig, aber gut!
Das stärkt die Glieder, hebt den Mut,
Und kostet, wenn man's richtig hält,
Für jedermann dasselbe Geld.
Abwechslung muß der Krieger haben!
Besonders bei den Liebesgaben!

Eingefandt von Christoph Lendekel (Wiesbaden).

Der vergessene Erfinder der Fleischkonserven. Die Geschichte der Fleischkonserven, die durch die jüngsten Mahnungen des Landwirtschaftsministers, für Fleischdauerware zu sorgen, in den Vordergrund des Interesses gerückt sind, hat erst in neuester Zeit durch die Forschungen Professor Dr. Edmund C. von Rippmanns ihre Aufhellung gefunden. Deren interessantes Ergebnis ist, daß die als Erfinder gewöhnlich genannten berühmten Chemiker Appert und Viebig

Ihren Ruhm an einen viel verkannten Vorgänger abzutreten haben. In der königlichen Bibliothek zu Hannover befindet sich ein Manuskript militärischen Inhalts von Leibniz, in dem er die Mittel erörtert, Feldtruppen auf langen Märschen dauernd bei ausreichenden Kräften zu erhalten („Punkta, so eine schleunige Anstalt bedürfen“ usw.) und in dem folgende merkwürdige Stelle vorkommt: „Man müßte auch bei sich haben gewisse nährende Kraftcompositiones (d. h. Konserven), deren geringe Quantität solche Stärke gibt, daß man sich damit etliche Tage unterhalten kann und deren Komposition mir bekannt ist.“ Woher kam nun dem großen Vielwiser diese Kenntnis? Er selbst war nicht der Erfinder, wie der Wortlaut der Stelle ergibt, um so mehr, als der philosophische Freund der Königin Sophie Charlotte niemals sein Licht unter den Scheffel zu stellen liebte und sonst kein Erfindergelüde ausführlich geschildert hätte. Da es damals noch keine technischen Zeitschriften gab und die Gelehrten ihre Erfindungen und Entdeckungen in ausführlichen, öfters bald gedruckten Briefen einander mitzuteilen pflegten, muß der Erfinder der Konserven unter den zahlreichen Korrespondenten von Leibniz zu suchen sein; mustert man ihre Namen durch, so stößt man auf den berühmten Denis Papin (1647—1712), der zwar nicht, wie eine anscheinend unausrottbare Legende erzählt, seine Erfindung des Papinischen Topfes und des für diese erdachten Sicherheitsventiles zu einer Art primitiver Dampfmaschine ausstattete und damit ein Fahrzeug betrieb, das ihm mißgünstige Schiffer auf der ersten Fahrt zertrümmerten, der aber seinen Topf zur Bereitung von Konserven „durch Auslösen und nachherigen luftdichten Verschluss“ verwandte und ein „Gelee“ herstellte, das die „geistigen und flüchtigen Bestandteile des Fleisches, die man beim üblichen Einsalzen verliere, festzuhalten vermöge“. (Der heutige Fleischextrakt.) Der entscheidende Brief, in dem er Leibniz von dieser Erfindung schreibt, datiert aus dem Jahre 1680; daß sie damals keinerlei praktische Folgen hatte und einfach in Vergessenheit geriet, darf nicht wundernehmen, denn einerseits hat die meisten Gelehrten zu allen Zeiten nur die wissenschaftliche Lösung eines Problems interessiert, während ihnen der Gedanke an eine nutzbringende Ausbeutung überhaupt fern lag, andererseits fehlten im 17. Jahrhundert alle technischen Voraussetzungen zu einer großindustriellen Verwertung. Da aber Papin überdies noch mit der Nützlichkeit des Schwefels zur Galbarmachung der Konserven wohl bekannt war, sich also, mit Rippmann zu reden, „einer Kombination von Mitteln bediente, die selbst 1856 noch Gegenstand eines Patentgesetzes von Robert Fildete“, so gebührt ihm unstrittig der Prioritätsruhm der Erfindung der Fleischkonserven und auch, wie nebenbei bemerkt sei, des Fleischextraktes.

Humoristische Ecke.

Ein Gegenbeweis. Die junge Strohwitwe war in Tränen, als ihre Freundin sie besuchte. „Aber, Kind“, erkundigte sich diese teilnehmend, „was fehlt dir denn?“ Die junge Frau trocknete sich die Augen und versuchte, sich zu beruhigen. „Du weißt doch“, begann sie, „daß mein Mann auf acht Tage in Geschäften verreist ist?“ — „Ja, aber darüber brauchst du doch nicht zu weinen! Er wird schon pünktlich wiederkommen.“ — „Er schreibt mir ganz regelmäßig“, berichtete die junge Frau weiter, „und in seinem — seinem letzten Briefe sagt er, er nimmt täglich mein Bild heraus und küßt es.“ — „Aber das ist doch sehr hübsch von ihm! Da kannst du dich doch bloß freuen.“ — „Ach nein!“ schluchzte die junge Frau nun wieder hell heraus. „Ich — ich habe ja vor — vor seiner Abreise mein Bild aus seiner Ta — Tasche herausgenommen, blo — bloß zum Spaß, und ihm Mamas dafür hineingesteckt!“

Zu hübsch! Ein Schotte war im Hause seines Freundes zu einer großen Taufgesellschaft eingeladen, bei der es hoch herging, und der Whisky und andere Herzstärkungen nicht gepart wurden. Als das Gelage seinen Höhepunkt erreicht hatte, erhob sich der Gast, machte die Munde durch die ganze Gesellschaft und nahm von jedem feierlich Abschied. „Aber Mensch“, sagte der Hausherr, „du wirst doch noch nicht nach Hause gehen, wenn der Abend erst eben angerissen ist?“ — „Will ich auch nicht“, erwiderte eifrig der andere, „ich will euch nur Gutenacht sagen, so lange ich euch noch kenne!“